

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 47.

Vierter Jahrgang.

24. November 1860.

Adleraufschwung.

Wenn Frührothscheit um Alpengipfel zittert,
Da rauscht der Nar empor ins Morgengrauen,
Zu grüßen, die da segelt hoch im Blauen,
Des Lichtgotts Purpurgondel, goldbeslittert.

Das Licht begrüßt er, das sich Nachts zersplittert
Als Sternensaal auf weiten Himmelsauen,
Doch jetzt im Osten, flammend anzuschauen,
Als Strahlengarbe morgendlich gewittert.

Einsam der Hohe seinen Kreis beschreibt,
Wenn unter ihm des Tages Jugendalter
Thaufrißch der Lebenswonne Blüten treibt.

Die Lerche schmettert, und es tanzt der Falter,
Des Adleraufschwungs Rauschen aber bleibt
Der schönste Ton im Morgenjubelpfalter!

Robert Kammerling.

Im Moore.

Erzählung von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Erfolglos kehrte Gretche heim und setzte sich, ihren trüben Gedanken nachhängend, in das niedrige Zimmer der Hütte. Lange Zeit saß sie regungslos da. Ein junger schlank gewachsener Mann schritt vor dem Fenster vorüber, trat in das Zimmer, aber sie bemerkte es nicht eher, als bis er sie anredete. Erschrocken fuhr sie in die Höhe, als sie aber den Mann erkannte, wich der Schreck aus ihrem Gesichte und lächelnd reichte sie ihm die Hand.

„Woher kommst Du so zeitig, Klausen? Hast Du schon Dorf genug für diesen Sommer gestochen, daß Du nicht mehr nöthig hast, solche heitere Tage zu benutzen? Dein Moor liegt ja trockener als der unfrige.“

„Nein, Gretche,“ erwiderte der junge Mann, indem er ihr herzlich die Hand schüttelte, „ich bin zwar schon tüchtig am Werke gewesen, aber ich muß noch viel schaffen, ehe ich für diesen Sommer genug hab'. Mich führt eine andere Ursache hieher, ich erwarte meinen Bruder und glaubte, er wäre bei Dir vorgekehrt.“

„Den Heinrich?“ unterbrach ihn Gretche, sichtbar freudig überrascht.

„Ja!“

„Und das sagst Du mir erst jetzt!“ rief sie scherzend scheltend. „Geh', Du bist ein schlechter Freund!“

„Hast Du mich doch selbst nicht dazu kommen lassen, es Dir früher zu sagen,“ erwiderte der junge Mann lachend, „und ich bin doch auch erst in das Haus getreten.“

„Und wie kommt es, daß Heinrich jetzt kommen will, und ich nichts davon erfahren habe? Du sagtest mir neulich, daß er erst später im Sommer Dich besuchen werde,“ fragte das Mädchen ungeduldig.

„Das hab' ich Dir freilich gesagt. Er wollte Dich nämlich überraschen. Unsere alte Base in der Stadt ist gestorben und hat uns jedem an zwei Tausend Thaler vermacht. Da ist er nun zur Stadt gereist und hat sein Theil erhoben, um — doch er wollte Dich ja damit überraschen und hoffte, durch das Geld Deinen Vater für sich zu stimmen und nun habe ich es ausgeplaudert; aber weshalb fragst Du auch so dringend!“

Er schlug sich bei diesen Worten, weil er das Geheimniß seines Bruders verrathen hatte, vor den Kopf und schien nun um so gewissenhafter schweigen zu wollen; aber Gretche war dadurch nur um so neugieriger geworden, ihr Auge strahlte vor Freude, und indem sie des jungen Mannes Hand ergriff, fragte sie glücklich lächelnd:

„Gelt, Klausen, Du treibst nur einen Scherz mit mir? Das ist garstig von Dir!“

„Nein, nein, — es ist Alles wahr, wie ich es Dir gesagt habe,“ entgegnete der junge Mann.

„Und an die zwei Tausend Thaler hat er geerbt?“

„Ja, so viel ist es und ich bekomme eine gleiche Summe.“

„Und wann glaubst Du, daß Heinrich kommen wird?“ fragte Gretche weiter.

„Ich hoffte ihn schon hier bei Dir zu treffen. Er hatte mir geschrieben, daß er schon gestern Abend kommen werde. Ich habe ihn gestern vergeblich erwartet, das schlechte Wetter — ...“

„Gestern Abend?“ unterbrach ihn das Mädchen, indem sie ihn mit erschrockenen, starren Augen anblickte und das Blut aus ihren Wangen wich. „Gestern Abend sagst Du?“

„Ja, so hat er mir geschrieben.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie Gretche laut auf und sank bewußtlos nieder.

Der junge Mann fing sie in seinen Armen auf und trug sie bestürzt auf einen Stuhl. Er vermochte den Schrecken des Mädchens nicht zu begreifen, weil er nicht wußte, was in ihrem Innern vorgegangen war. So viel er auch anwandte, um sie zum Bewußtsein zurück zu rufen, es gelang ihm nicht, denn Freude und Schrecken waren einander zu schnell gefolgt und hatten dem Herzen des Mädchens einen tödtlichen Schlag versetzt.

Bestürzt stand der junge Mann über das bleiche, liebe Mädchen gebeugt da. Ihre Hand ruhte in der seinen und ängstlich lauschte sein Ohr, um den wiederkehrenden Athem zu vernehmen. Er blickte sie traurig an, denn ihre großen, dunklen Augen, welche jetzt geschlossen waren, hatten ihm längst in's Herz hineingestrahlt, und wäre sie nicht seinem Bruder versprochen gewesen, kein schöneres Glück hätte er sich denken können, als sie heimzuführen als sein treues Weib.

Bereits seit mehreren Jahren war Grethe mit Heinrich, des jungen Mannes Bruder, versprochen. Er hatte bei ihrem Vater, als derselbe noch das Wirthshaus am Wege besaß, im Dienste gestanden; er war ein fleißiger, stiller Mensch, und da hatten sich die beiden jungen Leute kennen gelernt und einander versprochen. Aber Grethe's Vater war dagegen gewesen, denn er dachte mit seinem hübschen Kinde höher hinaus, als daß er es seinem Dienstknechte zum Weibe gegeben hätte. Und als Heinrich endlich, da der Vater das Wirthshaus Schulden halber verkaufen mußte, dasselbe gekauft und sogleich von seinem mühsam ersparten Lohne die Hälfte der Kaufsumme bezahlt hatte, verweigerte ihm der Wirth sein Kind hartnäckiger als zuvor, denn er zürnte ihm, weil er, der frühere Dienstknecht, jetzt Besitzer des Wirthshauses war. Aber die Herzen der beiden jungen Leute hatten nicht von einander gelassen, sondern liebten sich noch eben so innig denn je, und hofften die Einwilligung ihres Vaters endlich doch noch zu erlangen.

Wie sein Bruder erzählt hatte, hatte Heinrich von einer Verwandten in der Stadt fast zwei Tausend Thaler geerbt, und freudig war er zur Stadt geeilt und hatte das Geld in Empfang genommen. Mit dieser freudigen Nachricht wollte er seine Grethe überraschen und hoffte deren Vater sich geneigt zu machen, denn nun war er ja für jene Gegend ein reicher Mann, nun konnte er den letzten Schuldenrest, der auf seinem Wirthshause lastete, abbezahlen, nun war er reich genug, um den Vater seiner Grethe zu sich zu nehmen und bis an sein Ende zu ernähren und zu pflegen.

Mit solchen frohen Gedanken hatte er die Stadt verlassen und war zu seiner Geliebten geeilt, — um sie nie zu erreichen und nie wieder zu sehen. —

Länger als zwei Jahre waren verflossen. An der Stelle, wo einst die niedrige Hütte inmitten des Moores stand, erhob sich jetzt ein neues stattliches Gebäude, dessen rothes Ziegeldach und weiße Wände weit hin über die grüne Moordecke schimmerten. Neben diesem Gebäude stand ein großer,

geräumiger und bedeckter Schuppen, in welchem große Massen getrockneten Torfes aufgeschichtet lagen. Hinter dem Hause, dessen Grund erhöht war, befand sich ein kleiner Garten, in welchem einige junge Bäume angepflanzt waren und einige Herbstblumen blühten. Von dem Hause aus führte ein erhöhter und breiter Dammweg, zu beiden Seiten von breiten und tiefen Gräben eingefast. Die grüne Rasendecke des Moores selbst sah man durch lange und breite schwarze Streifen geschieden; es waren Abzugsgräben und Kanäle angelegt, um den Moor trocken zu legen und die Torfgewinnung zu erleichtern. Dadurch war aber der unheimlich bange Eindruck, welchen der unabsehbare Moor früher machte, zum großen Theil geschwunden, denn das Auge erkannte auf ihm nun sofort das Wirken von Menschenhänden.

Dieses Alles hatte der junge thätige Torfbauer Klausen vollbracht, der vor zwei Jahren die ärmliche Hütte von dem Torfbauer Stephan gekauft hatte. Klausen hatte mehrere Tausend Thaler an die Erbauung des neuen Hauses, an die Verbesserung des Dammweges und die Rugbarmachung des großen Moores gewandt. Er hatte nun aber auch die Genugthuung, daß er mehr denn fünfzig Mal so viel Torf zu stechen vermochte, als früher der Torfbauer Stephan. Er hatte den großen Schuppen erbaut, damit der Torf trocken liege, und täglich brachten zwei tüchtige, starke Gänse ein großes Fuder Torf in die Stadt. Klausen galt als ein reicher und angesehen Mann, und wenn ihn auch die Erbschaft seiner Vase in der Stadt bedeutend unterstützt hatte, so verdankte er doch das Meiste seinem eigenen Fleiße und der Einsicht, mit der er stets seine Arbeiten geleitet hatte. Wo er wirkte, herrschte ein fleißiges geregeltes Leben, und was er unternahm, das gelang ihm, weil er mit Ernst und Eifer daran ging und es zuvor reiflich nach allen Seiten hin überlegt hatte.

Der junge Torfbauer, der Besitzer von all diesem Reichthum, schritt auf dem Damwege dahin und sein Auge schweifte über den Moor und über die Gräben und Kanäle. Dann und wann blieb er wohl stehen und sein Auge haftete an einem bestimmten Gegenstande, gleichsam als ob er denselben prüfe und über neue Verbesserungen, welche er mit dem Moore vornehmen könne, nachdenke; wer ihm aber aufmerksam in's Auge geschaut hätte, würde bemerkt haben, daß ihn ganz andere Gedanken erfüllten und daß er mehr aus Gewohnheit sein Auge dem Moore zuwandte.

Und so war es auch in der That. Klausen dachte nicht an Gräben und Kanäle, sondern ein ganz anderer Gegenstand erfüllte ihn. Er ging zum Wirthshause am Wege, mit der Absicht, um die Grethe zu freien. Vor etwas länger als zwei Jahren hatte er noch nicht daran gedacht, aber welche Veränderung hatten diese zwei Jahre hervorgerufen! Der Moor war kaum wieder zu erkennen und die Bewohner jener früheren kleinen Hütte in demselben lebten jetzt in viel besseren und wohlhabenderen Verhältnissen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pflanzenschleim.

Selten wird man im Frühling oder Sommer in einer Laube sitzen, ohne daß zuweilen ein Tropfen Flüssigkeit vom Gezweige fällt, wenn die Laube von Bäumen, besonders Weiden beschattet ist. Untersucht man die Zweige des Baumes, so findet man an denselben einen weißlichen Schaum, der schon vor alten Zeiten den Namen Kufakspichel trug, weil man glaubte, er käme von jenem Vogel; er geht aber wahrscheinlich dem Insekt nach, das darin verborgen liegt und das man daher Schaum- und Gäßtwurm, auch Pflanzenschleim genannt hat. Man findet diesen Schaum auch auf Wiesen, wo er an Gräsern und Kräutern hängt. Der Schaum ist weiß und voll von Luftbläschen, bisweilen häuft er sich so an, daß ein dicker Tropfen Feuchtigkeit, hell wie Wasser, darunter hängt. Die jungen, damit bedeckten Blätter rollen sich zusammen und kommen nicht zu ihrer völligen Größe, weil die Insekten ihnen viel Saft entziehen — denn gewöhnlich sind ihrer 3—4 und mehr beisammen. So lange sie im Larven- und Puppenzustande sind, gehen sie nicht heraus, sie sind dadurch gegen die Sonnenhitze und Anfälle der Raubinsekten geschützt, besonders der Spinnen; ohne diesen Schaum sterben sie bald. Setzt man sie auf einen saftigen Stengel, so saugen sie sich ganz voll, ziehen den Schnabel heraus, wenden den Hinterleib nach allen Seiten, bis an dessen Ende kleine schaumartige Wassertropfen erscheinen und zusammenfließen, solange als Saft im Körper ist. Diese lustreichen Tropfen bilden den Schaumklumpen, worin sie sich verbergen. Ist er nicht groß genug, so saugen sie wiederholt und geben wieder Schaum von sich, bis sie ganz davon bedeckt sind. Es ist daher gewiß, daß dieser Schaum kein wirklicher Speichel ist, sondern der Pflanzensaft selbst, der aber vorher durch den Leib des Insektes gehen und einigermaßen verdaut werden muß. An den Bächen, welche mit Weidenbäumen besetzt sind, ist die Erscheinung dieser Schaumballen am häufigsten.

Ursprung der französischen Sprache.

Nachdem die Römer Gallien erobert hatten, gaben ihr Aufenthalt daselbst, so wie ihre Gesetze anfänglich der lateinischen Sprache den Vorzug; sobald jedoch die Franken ihnen nachfolgten, bestätigte die christliche Religion, welche ihre Grundlage auf jene der Monarchie baute, dieses Uebergewicht. Man sprach lateinisch am Hofe, in den Klöstern, Gerichtshöfen und Schulen; allein die von dem Volke schlecht gesprochene Sprache verdarb nach und nach jenes Latein und ward auch ihrerseits wieder verdorben, so daß aus diesem Gemische jene Menge von Volkssprachen entstand, welche noch jetzt in den Provinzen sich erhalten hat. Eine davon sollte einstens die französische Sprache werden.

Es wäre schwer, den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem diese verschiedenen Mundarten sich vom Keltschen, Lateinischen und Deutschen losmachten; man ersieht jedoch,

daß sie um die Oberherrschaft in einem Königreiche streiten mußten, welches das Lehnsystem in so viele kleine Reiche abgetheilt hatte, denn Frankreich, von Natur durch die Loire getheilt, hatte nur zwei Volkssprachen, die Pikardische und Provenzalische. Fürsten übten sich in beiden, sowie auch alle Mitterromane und kleinen Gedichte jener Zeit zuerst in diesen zwei Sprachen geschrieben worden sind. Im Süden blühten die Troubadours und im Norden die Trouveurs, und diese eigentlich gleich bedeutenden Wörter erklärten hinlänglich den Ausdruck beider Sprachen.

Wenn der Provenzale, der nur volle Laute hat, den Vorzug erhalten haben würde, so hätte er der französischen Sprache die Reinheit der spanischen und italienischen verliehen, allein das mittägige Frankreich, immer ohne König und Hauptstadt, konnte die Mitbewerbung des Nordens nicht ertragen, und der Einfluß der Picardischen Volkssprache vermehrte sich mit dem Einfluß der Krone. Es ist also der klare und regelmäßige Geist dieser Volkssprache mit ihrer etwas dumpfen Aussprache, welcher heute in der französischen Sprache vorherrscht. Diese damals neue, von dem Hofe und der Nation angenommene Sprache, welcher ein italienischer Schriftsteller des Jahres 1260 so viele Reize zuerkannte, daß er sie der seinigen vorzog, wurde dennoch von der Kirche und den Parlamenten verworfen, und erst im 16. Jahrhunderte gelangte sie zu der Anerkennung, welche eine legitimirte Sprache verdient.

Seeknödel.

In Zellersee (Pinzgau) wächst eine merkwürdige, den Algen beizuzählende Pflanze, welche man in der dortigen Gegend sehr passend mit dem Namen „Seeknödel“ bezeichnet. Sie scheint nämlich eine aus Seetang gewobene Kugel zu sein, ist in ihrem Innern hohl und beständig mit Wasser gefüllt. Ihre grüne Farbe behält sie auch außerhalb des Wassers bei. Die Pflanze soll, außer im Zellersee, nur noch im Melarsee in Schweden zu finden sein.

Literatur.

Das deutsch-slovenische Wörterbuch, herausgegeben auf Kosten des Hochw. Herrn Anton Alois Wolf, Fürstbischöfes von Laibach u. c. Gedruckt bei Jos. Blasnik. Laibach. 1860. Besprochen von F. L. in S.

(Schluß.)

Man betrachte das Lexikon, wie man es will, so drängt sich immer wieder die Bemerkung auf, daß auch daselbe dem Tadel, der unsere Gesammtliteratur trifft, nicht entgangen ist, dem Tadel nämlich, daß die Slovenen, statt aus sich zu nehmen, Alles, sogar Wörterbücher aus dem Deutschen übersehten. Man hat sich allerdings einen groben Fehler zu Schulden kommen lassen, daß man den ganzen deutschen Sprachreichtum einheimischer und erotischer Wörter aufmarschieren ließ, und daß man emsig bemüht war, diesem ungeheuern Schrage einen eben so großen slovenischen ent-

gegenzusetzen. Was man nicht hat, damit soll man nicht prahlen. Man übersah, daß unser wetteiferndes Werk, überhäuft mit Neologismen, auch nach dieser Seite hin schieflend werde; man vergaß, daß ein solcher Kampf, auf diese Art geführt, nicht anders als zum lächerlichsten Nachtheile einer jeden, nicht bloß unserer Sprache, ausfallen müsse. Wir gestatten dem Lexikographen, als dem Lehrenleser in der Literatur, und wäre er der fähigste Mann, die Freiheit durchaus nicht, sich auf den Horaz'schen Spruch: „Licuit semperque licet signatum praesente nota procedere nomen“, zu berufen. Das Wörterbuch ist kein Tummelplatz der Vortschmiederei und der Vorschläge. Selbst bilden kann nur der sehr sprachkundige Schriftsteller, und wenn dieser das neue Wort bei der Nation zur Geltung gebracht, dann erst darf die gierige Lexikographenhand die Frucht für ihren Sammelkorb vom Aste brechen.

Im Wörterbuche treten, wie schon erwähnt, neben slovenischen Ausdrücken auch die andern Mundarten entlehnten auf, und wir pflichten der Redaktion mit ganzer Seele bei, daß man beim Abgange eines passenden slovenischen Wortes dafür lieber ein entsprechendes aus diesem oder jenem Dialekte mit gewissenhafter Angabe anführen, als selbst bilden sollte; nur bedauern wir die nicht seltene Erscheinung, daß echt slovenische, in unserer Nation allerdings lebende Ausdrücke als nur den übrigen Dialekten eigentümlich bezeichnet werden. Daraus wird ersichtlich, daß keiner der Herren Mitarbeiter befähigt war, ein endgiltiges Urtheil zu fällen, welche Wörter unserer Mundart eigentlich abgehen oder nicht abgehen, und daß man aller Wahrscheinlichkeit nach aus andern Dialekten weniger aufgenommen hätte, wenn der eigene Reichthum bekannter gewesen wäre. Ueberdies hätte man bei Aufnahme der Wörter aus andern Mundarten immer auf dem streng kritischen Wege bleiben sollen; man hätte falsche Neubildungen durchaus vermeiden müssen. Wenn sich z. B. *snegobél* (schneeweiß) auch mit dem Zeichen der českischen Firma als neu geschmiedet präsentiert, so ist es doch nichtsdessenweniger ganz gegen den Geist des Slavismus gebildet.

Auch ist uns aufgefallen, daß z. B. bei dem Worte „Nemeš“ zwischen Klammern der Beisatz „pri nejeverjih“ erscheint, und beim Worte „Natur“ wird das russische „jestestvo“ mit der Anmerkung: „Das Seiende unrichtig, Gott ist auch das Seiende, aber doch nicht die Natur,“ ausgestattet. Derartige Betrachtungen wären, als mit dem Zwecke des Lexikons unvereinbar, viel besser weggeblieben.

Der Kleinigkeit, daß die Formen *iga*, *imu*, *ic* u. s. w. das Vorrecht erhielten, und daß neben dem altslavischen *ě* das nur oberkrainische *š* Platz fand, hat die Redaktion in der Vorrede selbst mit Unwillen erwähnt, und das haben unsere Landsleute auch schon anderwärts als das einzige Tadelnswürthe hervorgehoben, deswegen wollen wir uns damit nicht weiter bemengen. Wichtigere erscheint uns, daß der im Slavischen eine so wichtige Rolle spielende Akzent gänzlich unberücksichtigt blieb. Freilich ist die Bezeichnung desselben gerade im Slovenismus eine sehr schwierige, weil er je nach den verschiedenen Unterdialekten so sehr variiert. Unserer Ansicht nach hätte man bezüglich des Worttones eine Untermandart als maßgebend annehmen sollen, wozu das Innerkrainische am geeignetsten scheint, nicht nur weil es sich des geregeltesten Akzentes erfreut, sondern weil dieser Akzent selbst dem der südlichen Slaven am nächsten kommt. Auch sollten unsere grammatikalischen und lexikalischen Schriftsteller das uns noch immer abgehende Zeichen des dritten doppelstehenden Tones hinzusetzen. Das Wort „brät“

(Bruder) z. B. hat den scharfen, „vrät“ (Hals) den gedehnten und „vrät“ (des Thores) den doppelstehenden Ton, den wir hier mit dem Zirkumflex angegeben haben, ohne behaupten zu wollen, daß in unserer Orthographie dieses Zeichen dazu taugen würde, weil wir ohnedies damit das breite *è* und *ô* kennzeichnen müssen. Wir nehmen uns die Freiheit, die Herren Mitarbeiter des slovenisch-deutschen Theiles auch auf diese Nebenumstände aufmerksam zu machen.

Unter den gegebenen Umständen konnte also das Werk denjenigen Werth leider nicht erlangen, welchen ihm zu geben, sich die Slovenen zu einer heiligen Pflicht hätten machen sollen, um dadurch einerseits dem hohen Väcen auf die würdigste Art für die Deckung der Druckkosten zu danken, andererseits aber den Zeitbedürfnissen unserer Literatur zu genügen. Ich glaube dargethan zu haben, daß man bei der Ausarbeitung auf Abwege gerathen ist, auf die man unmöglich hätte gerathen können, wenn man die Aufgabe der Lexikographie eingesehen, und wenn man den slovenisch-deutschen Theil zuerst ausgearbeitet hätte, aber ausgearbeitet, wie ein Lexikon ausgearbeitet werden soll; dennoch bin ich weit entfernt zu behaupten, daß ein Werk von 2012 Seiten nichts Vortreffliches enthalten sollte, es ist trotz seiner Mängel bis jetzt unstreitig unser bestes Wörterbuch; auch darf man alle Fehler keineswegs der Redaktion zur Last legen, wohl wissend, daß ihr die einzuschlagende Bahn nicht nur durch die überlieferten handschriftlichen Arbeiten, sondern wahrscheinlich auch von andern Seiten her wenigstens angedeutet wurde. Damit wollen wir jedoch nicht gesagt haben, daß ob der verstorbenen hohen Gönner Willens gewesen wäre, den Slovenen hierin irgend welche Schranken zu setzen. Auch der Umstand, daß die Redaktion, wie sie in der oft erwähnten Vorrede selbst bemerkt, nur Eine Korrektur des Satzes bekam, ohne dann das Manuscript mehr gesehen zu haben, darf nicht ignorirt werden.

Nun ja, das vorliegende Werk mag seine Fehler und Mängel haben — leider sind die übrigen Slaven, mit Ausnahme der Serben, auch eben nicht viel besser daran — es mag sogar große Fehler und Mängel haben; allein dem kann ja noch immer durch den slovenisch-deutschen Theil abgeholfen werden. Allerdings könnte man abhelfen, nur ist uns, aufrichtig gesagt, auch um diese Arbeit bange, weil unsere Ansicht dahin geht, daß man zuallererst im Volke noch sammeln und viel sammeln sollte; dann erst dürfte man zum Drucke schreiten. Ich bin fest überzeugt, daß man, wenn Geld und Zeit da wäre, um reisen zu können, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, ohne die größte Anstrengung, 50.000 Wörter sammeln könnte, von denen das vorliegende Lexikon noch gar keine Ahnung hat. Aus solchen echt volkstümlichen Bildungen würde den Slovenen erst klar werden, wie sie im Nothfalle selbst bilden sollen. Aber Alles drängt und schreit: „Her aus mit dem Wörterbuche!“ In heurigen Programme des Laibacher Gymnasiums macht der slovenische Aufsatz die Schlußbemerkung, daß das tausendjährige Fest der Slavenapostel Cyrill und Method bald gefeiert werden soll, und äußert zugleich den patriotisch-frommen Wunsch, wie schön es wäre, wenn die Slovenen bei dieser Gelegenheit als ein Zeichen der Dankbarkeit die ganze neu-übersetzte Bibel und das Lexikon in beiden Theilen den großen Slovenenbefehlern zu Füßen legen könnten. — Es wäre jedenfalls unaussprechlich schön, wenn es nur zugleich auch so unaussprechlich leicht wäre, den heiligen Männern ein vollendetes Werk zu Füßen zu legen, woran man aber mir für meinen Theil zu zweifeln erlaube. „Chi va piano, va sano, sagt das Sprichwort im römischen Reiche!“